

Halle'sche Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Nummer 87.

Halle, Mittwoch, 21. Februar 1894.

186. Jahrgang.

Neueste Nachrichten.

Verlin, 21. Februar. Ein Kabellegramm des ...

London, 21. Februar. Unterhaus. Nach vierjähriger ...

Paris, 21. Februar. Dem Vernehmen nach soll der ...

Paris, 21. Febr. Die im Hotel Sperance aufgeführte ...

Marciife, 21. Febr. Der Ministerrat hat sich gegen ...

Brüssel, 21. Februar. Mehrere Mütter vergleichen ...

Wien, 20. Februar. Nach einer Petersburger ...

Wien, 20. Febr. Die russische Mittelmeer-Flotte ...

Wien, 20. Febr. Die Typhus-Epidemie nimmt ...

London, 20. Februar. Aus Rio de Janeiro ...

London, 20. Februar. Unter den Autonomie-Geb ...

London, 20. Februar. In der Stadt herrscht gegenwärtig ...

Wien, 20. Februar. In der Wohnung des ...

Wien, 20. Februar. In der Wohnung des ...

Wien, 21. Februar. Kapitän Auerbach steht mit einer ...

Wien, 20. Februar. In Burg kamen gestern zwei ...

Barcelona, 20. Februar. Die fortgeschrittenen ...

Wien, 20. Februar. Der Abgeordnete ...

Vom Besuche des Kaisers in Friedrichshagen

entnehmen wir den 'Samb. Nachr.' Folgendes: Genau zur ...

Der Kaiser hatte, um dem General-Oberst Fürst ...

Wie ferner aus Friedrichshagen gemeldet wird, war die ...

Deutsches Reich.

Der Kaiser traf am Dienstag früh um 8 1/2 Uhr in ...

Der Kaiser begab sich dann mit dem Prinzen ...

Der Reichsanzeiger veröffentlicht eine größere Anzahl ...

Das Vorgehen bei der Katastrophe auf der ...

mit Hängen und Kränzen ausgeschmückte Leichenwagen, welche die ...

Nach telegraphischen Meldungen aus Polen verlautet in ...

Die Angelegenheiten des Reichstages nahm gestern auf ...

Die Wahl der Abgeordneten des Reichstages ...

Die Angelegenheiten des Reichstages ...

Die Angelegenheiten des Reichstages ...

Die Angelegenheiten des Reichstages ...

Die Angelegenheiten des Reichstages ...

Die Angelegenheiten des Reichstages ...

Die Angelegenheiten des Reichstages ...

Die Angelegenheiten des Reichstages ...











Vermischtes.

Ueber die neu angelegten russischen Arbeiterkolonien in Amerika, welche mit vertriebenen russischen Juden besetzt wurden...

Der dicke Mann der Welt. Wir haben den in München plötzlich erfolgten Tod des „Koloßmanns“ Wilhelm Köber, der...

Ein ganz besondere Auffassung von „Zeit ist Geld“ befindet sich „Freier“, der mit einer Schanlosigkeit, die ihres Gleichen...

Volkswirtschaftlicher Theil.

Dahnachrichten.

Breslau, 20. Febr. Die hiesigen Eisen-Großhändler haben die Preise für Waagen um 5 M. pro Tonne erhöht...

Einzig, indem dasselbe trotz des erheblichen Minderungsbedarfs unserer Ditten eine Mehrproduktion von 11 549 T. gestattete. Der Brutto...

bis 220, do. kleine 175-185, do. Futter 140-150. Bohnen per 100 kg netto loco 15-18 M. bez. u. Br. Hübel per 100 kg netto frei Haus...

Vermischte Nachrichten.

Wien, 20. Februar. Die Börse war andauernd fest, aber wenig bewegt, da die Spekulation bereits mit der Ultimo...

Marktberichte. Vom Zuckermarkt. Die vergangene Berichtwoche zeigte an den tonangebenden Zuckermärkten eine nur geringe Veränderung...

Chicago, 19. Februar. Weizen eröffnete auf bessere Absatzberichte recht fest, fiel aber bald darauf auf reichliche Bestände...

Vermischte Nachrichten.

Städtischer Vorort-Gesellschaft. Die Statuten des Vorortes des Jahres 1893 haben zwar nicht den Einkünfte aus Aufschüssen...

Deutschland 1. Januar 1893/94 1892/93. Die Aufstellung der Deutschen Reichs. Die Aufstellung der Deutschen Reichs...

Wachmärkte. Hannover, 19. Februar. Es waren aufgetrieben: 239 Stück Großvieh, 384 Schweine, 38 Rälber, 179 Hammel, 179 Gänse...

Table with 2 columns: Year (1893/94, 1892/93) and various economic indicators like production and trade values.

Table with 2 columns: Country (Germany, France, etc.) and trade values for various goods.

Table with 2 columns: Location (Halle, Leipzig, etc.) and market prices for various commodities.

Einigkeit und Eintracht. Berlin, 19. Februar. An der heute unter dem Vorsitz des Geheimen Kommerzienraths...

Table with 2 columns: Country (Germany, France, etc.) and trade values for various goods.

Table with 2 columns: Location (Halle, Leipzig, etc.) and market prices for various commodities.

Leipzig, den 20. Februar. Produktenmarkt. Bericht von Neumann u. Neumann, Leipzig. Weizen per 1000 kg netto matt, inländischer 130-144 bez. u. Br. ausländer 150-163 bez. u. Br. Roggen...

Table with 2 columns: Location (Halle, Leipzig, etc.) and market prices for various commodities.

Berliner Produktenbörse. Berlin, 20. Februar. Die amerikanischen Märkte sandten heute wiederum um 1/4 Cent niedrigerer Notierungen und auch die hiesige Börse zeigte eine matte Haltung. Als Grundgrund für die schwache Tendenz...





# Beilage der Halle'schen Zeitung.

N. 44.

Halle a. S., Mittwoch, den 21. Februar

1894.

## Glück.

Von M. M. Witte.

(Nachdruck verboten.)

[8]

„Ja“ ist die kurze Entgegnung auf die Frage. „Danke verbindlichst.“ gilt natürlich den Streichhölzern.

„Gefällt sie Ihnen?“

„Gefallen!“ Berg dreht mit seinen schlanken Fingern eine neue Cigarette und bringt sie in Brand. „Ich hege für sie die Sympathien des Künstlers.“

„Und Frau von Ternow?“

„Die interessiert mich.“

„Machen Sie da einen Unterschied?“ fragt Steinau.

„Natürlich, ich auch.“ entgegnet Graf Donnersperg statt des Malers. „ein sanftes Gesicht gefällt uns Männern schließlich am besten, es erinnert uns an den Frieden eines Sommerabends. Der Graf spricht in Erinnerung an seine Braut.“

Berg lacht kurz. „Eine Dorflandschaft mit Glockengeläut kann auf die Dauer langweilig werden; ein brausendes Meer, das uns ein ewig neues Bild entrollt, ist mehr mein Geschmack. — an solches Meer muß ich denken, wenn ich in Excellenz Ternow's Augen sehe.“

„Wo haben Sie denn diese Tirade aufgegabelt?“ erlaubt sich Steinau zu fragen.

Der Graf, der sich als Verlobter sehr würdig fühlt, schlägt einen väterlichen Ton an. „Der alte Ternow soll durch diesen Geschmack höchst unglücklich geworden sein, hütten Sie sich, in diesem Meere nicht auch unzu kommen.“

Berg sieht auf. „Glauben Sie, ich dachte überhaupt an Frauenaugen? Ich sprach nur im Allgemeinen.“

Die Uhr in der Halle giebt zwei Schläge; es wird das Zeichen zum allgemeinen Aufstand, da es in einer halben Stunde zu Tisch geht.

Den Nachmittag verbringen die Damen erst allein, da die Herren sämtlich Diana huldigen. Nachher fahren die Excellenz, Sibylle und Wilhows zu der kleinen Lichtung, wo die Futterhäuser für das Wild stehen, um zu später Stunde einen tüchtigen Imbis, bei dem die Flaschenbatterien natürlich nicht fehlen dürfen, hinauszubringen. Nora bleibt im Schlosse, da die Baronin sich nicht wohl fühlt und Frau von Klausthal durch ihre anderen Gäste verhindert wird, sich ihrer Tante ganz zu widmen. Die Baronin bedauert, die Ankunft Bergs nicht vorher erfahren zu haben, sie hätte dann sofort Seitendorf unter einem beliebigen Vorwand verlassen; jetzt ist es zu spät, sie muß die Sache gehen lassen, wie das Schicksal will.

Die Gesellschaft kommt äußerst animirt zurück, Excellenz Ternow hat mit Berg verabredet, daß er sie malen soll, und am nächsten Morgen beginnt die Sitzung.

Die drei Comtessen Bülow, Graf Donnersperg, Lieutenant von Steinau und Sibylle spielen zusammen Croquet. Da die Partie nicht ohne ihren Bräutigam spielen will (sie haben sich einst dabei verlobt) und Stephanie darauf besteht, daß Steinau dabei sein soll, acht Kugeln ihnen aber zu viel sind, ist Nora zurückgetreten. Unter dem alten Eichenbaum sitzt die Excellenz Ternow; die dunkle Rinde bildet einen ganz passenden Hintergrund für ihr rothes Haar. Nicht weit von ihr steht die Staffelei, an der Berg sitzt. Nora befindet sich mit den drei älteren Damen auf der Veranda, — die anderen Herren sind wieder zur Jagd. Den Grafen halten Bräutigamspflichten; Steinau behauptet, abergläubisch zu sein, und Freitags nicht zu schießen.

„Wir reisen bald ab.“ sagt die Baronin Carmer zu Nora, „heut über acht Tage soll mein erster Empfangsabend wieder sein, mein Geburtstag eröffnet die Freitage dann am passenden.“

Nora nickt schweigend ihr Einverständnis. Ihre Hände ziehen Faden um Faden durch ihre Stickerie, ihr Blick überfliegt die Gruppe der jungen Mädchen, welche dort so harmlos lachen, kofettiren, kokettiren, sich alles gefallen lassen und sich herrlich amüsiren. Zu gleicher Zeit treibt sie ein unheimbares Gefühl, das Haar unter der Eiche zu beobachten. Vor wenig Minuten sah sie eben so dem Künstler gegenüber; ob er auch denken denkt? — Sie kann nicht anders, sie zieht ganz sonderbare

Schlüsse aus den Blicken der Excellenz Ternow, die mit ihren Augen Berg zu versengen scheint.

Ihr ist sehr traurig zu Muth, sie gleicht mehr denn je dem melancholischen Mädchen, das die Sympathien des Malers zuerweckte. Er sitzt aber mit dem Rücken der Veranda zugekehrt und sieht sie nicht.

„Werden Sie mich auch auf die Ausstellung bringen?“ fragt Frau von Ternow mit koketem Augenaufschlag.

„Wenn Excellenz gestatten.“ Er ist sehr ceremoniell.

Sie senkt die Wimpern tief über die Augen, denn sie ärgert sich, daß Berg augenblicklich mehr Maler als Mensch zu sein scheint. Sie ist daran gewöhnt, daß sich Jeder in erster Linie mit ihr beschäftigt, und sie versucht, ihren Mund zum Schmollen zu verziehen; als der Baron endlich das Wort ergreift:

„Bitte, Excellenz, denken Sie etwas Angenehmes, plaudern Sie, thun Sie, was Sie wollen, aber ich kann absolut nicht weiter malen, wenn Sie so böse aussehen.“

„Böse, ich bin nie böse, trauen Sie mir das zu? — Sie neigt sich zu ihm, — die hellen Reflexe, welche die durch das Blätterdach des Baumes fallenden Sonnenstrahlen auf ihr rothes Haar werfen, tanzen und flimmern vor seinen Augen.“

„Ich kann nicht weiter malen!“ sagt er, und läßt Palette und Malstock sinken.

„Haben Sie Launen?“ lächelt sie mit ihrem Sirenenlächeln.

„Nein, aber ich bin Künstler, und leide an Stimmungen.“

„Desto besser, plaudern wir.“ Sie bedeutet ihm, sich neben sie zu setzen; er zieht vor, ihren Anblick en face zu genießen.

„Wie sind Sie darauf verfallen, Fräulein von Wessersdorf zu malen?“

„Sonderbare Frage! Aus Künstlerinteresse.“

„Ah, deshalb also. Etwas Anderes wäre auch bei diesen kalten Mädchen undenkbar. — Ein unsympathischer Charakter. — Als Mann urtheilend, wäre sie noch weniger mein Geschmack. Es liegt etwas geucht Reservirtes, etwas Abstoßendes in ihrer Erscheinung. Ihre Augen sah ich nur flüchtig, dieselben blickten aber so traurig und zugleich so verlangend, daß die Koketterie handgreiflich ist. Durch das Schicksal bitter gemacht, hat sie gegen glücklichere Menschen etwas Feindseliges bekommen, und dennoch hofft sie, daß ihr Benehmen reizt, — kurz — ich halte sie für gefährlich.“

Sie spricht noch weiter. Sie versteht es, das Gift des Argwohns in Berg's Herz zu senken; er ist sehr weich, erst 33 Jahre alt, daher leicht geneigt, zu zweifeln, um so mehr, weil ihm früh das ideale Gut der Jugend — der seine Glaube an Menschenwerth und Frauentugend verloren ging. Zu gleicher Zeit schmeichelt es seiner Eitelkeit, daß ihm solche vielumworbene, gesellschaftlich hochgestellte Dame diese Auszeichnung zu Theil werden läßt. Er magt nicht, für Nora einzutreten. Er befindet sich, vielleicht zum ersten Male in seinem Leben, in einem unangenehmen Dilemma. —

### Achtes Kapitel.

Zwei Tage sind vergangen. Rittmeister Anders und Baron Berg sitzen in ihrem gemeinschaftlichen Logirzimmer. Anders kann durch das Fenster den Wirtschaftshof und ein Stück des Gartens überblicken, und sieht Nora mit Comtesse Frede dort entlang gehen. Frede Bülow ist zu vornehm und zu gut erzogen, um Nora gegenüber anders aufzutreten, wie jeder Dame ihres Alters, aber Nora fühlt doch, wie weit ihre Interessen auseinandergehen, und weiß genau, daß Frede ihr Lieblings-thema, Lieutenant und Pferde, nur deshalb nicht anspricht, weil sie denkt, Nora kann nicht missprechen, und es für taktvoller hält, über Musik ihre Ansichten zu sagen, obwohl sie ein gewisses Mittel nicht unterdrücken kann, daß jene interessanten Gegenstände Nora durch die Verhältnisse ferner getreten sind.

Ein plötzlicher Gedanke treibt den Rittmeister auszusprechen, womit er sich seit seinem Hiersein getragen hat.

„Hast Du etwas mit Fräulein von Welfersdorf vor-  
gehabt?“  
„Nein, wie so?“ lautet des Betters ziemlich gleichgültige  
Gegenfrage.

„In Berlin dachte ich, sie wäre Dir nicht gleichgültig, und  
nun komme ich dazu, fast das Gegentheil anzunehmen.“  
Berg ist ungeduldig, weil er selbst mit sich unzu-  
frieden ist.

„Mein Gott, ich machte ihr den Hof, das verpflichtet doch  
zu nichts.“

Der Rittmeister ist aufgestanden und an das Fenster getreten.  
Die beiden jungen Damen sind nicht mehr zu sehen. Er trommelt  
müthig gegen die Scheiben.

„Ich begreife gar nicht,“ fährt Berg fort, „wie Du dazu  
kommst, in diesem vorwurfsvollen Ton mit mir zu reden, ich bin  
kein Kind mehr.“ Er bemüht sich, einen ruhigen Klang in seine  
Stimme zu legen.

„Desto schlimmer,“ versteht der Rittmeister, „Fräulein von  
Welfersdorf ist auch zum Spielen zu gut.“

Berg hat sich gleichfalls aus seinem bequemen Sessel er-  
goben. „Ich möchte diese Ansicht, ich spiele mit ihr, denn doch  
widerlegen.“ Worte vermögen nichts gegen eine Empfindung.  
Ich finde sie hübsch, ich unterhielt mich gern mit ihr, — men  
hatten wir denn auch bei der alten Baronin Carmer. — Du  
hattest Fräulein von Klausthal mit Beschlag belegt, blieb natur-  
gemäß Fräulein Nora für mich; ich habe noch immer ein Inter-  
esse für sie, aber an heirathen habe ich überhaupt noch nie im  
Leben ernstlich gedacht.“

„Auch jetzt nicht, wo diese Excellenz Dir solche Chancen  
macht?“

„Ach, höre endlich auf mit Deinen Voraussetzungen,“ er  
hat sich auf das Sopha geworfen, daß man die Sprungfedern  
krachen hört, „ich — ich . . .“ er schweigt, weil ihm keine  
richtige Antwort einfällt, denn er fühlt eigentlich selbst am besten,  
wie sehr gerade dem Better sein jetziges Benehmen, Nora gegen-  
über, auffallen muß. „Begreift Du denn nicht,“ sagt er endlich,  
„daß ich, selbst wenn Deine Vermuthung richtig wäre, und ich  
Fräulein von Welfersdorf so gern hätte, wie Du es annimmst,  
oder — angenommen hast, — es unrecht von mir wäre,  
an die Gründung einer Familie zu denken? Ich kann doch ein-  
fach nur dann heirathen, wenn ich eine reiche Frau bekomme. —  
Die Kunst, der ich diene, erfordert so schon die Mühe eines  
ganzen Lebens.“ (— bei diesem Satz überzieht ein spöttisches  
Lächeln des Rittmeisters Züge, denn bis jetzt ahnte er nicht, daß  
Berg es in der That so ernst mit seinem Talente genommen. —)  
„wenn ich sie aber zum Handwerk erniedrigen müßte, weil schon  
immer auf das Honorar für das Bild, das ich eben beginne,  
— gewartet wird, — das kann ich einfach nicht. Ich kann nur  
dann etwas Großes schaffen, wenn meine Stimmung mich hin-

reißt.“ Er wirft das Haar aus der Stirn und sieht auf den  
Rauch, der seiner Cigarette entsteigt.

„Hast Du noch mehr Entschuldigungen für Dein sonder-  
bares Benehmen? Denn, im Ernst, Better, ich dachte, es käme  
schon in Berlin zu einer Erklärung Deinerseits!“

Berg wird immer ärgerlicher, je mehr er die Wahrheit von  
seines Betters Worten einsieht, er verdrängt sich aber hinter  
Gleichgültigkeit und sucht den Spieß umzudrehen.

„Du kannst auch ohne diesen nervus rerum nicht fertig  
werden,“ — er macht die Bewegung des Gelbzählens, „denn  
Du weißt doch ganz genau, was Du hier an der Tochter des  
Hauses hast.“

Anders ist Berg gegenüber getreten und sieht ihm unbe-  
fangen in die Augen. „Du weißt, daß es sich mit meinen Be-  
griffen von Ehre und Männlichkeit nicht verträgt, sich von seiner  
Frau ernähren zu lassen, — ich werde nicht um die Mitgift,  
sondern um ein Weib, das ich liebe. — Liebe ist doch mehr als  
alle Schätze der Erde, und Du wirst Dich einst nach Trost und  
Liebe sehnen, nach einem Herzen, das Dich vermisst und sich nach  
Dir hangt, wenn Du fern bist.“

Ein glücklicher Ausdruck verschönt sein Gesicht in diesem  
Augenblick. Berg folgt den Augen des Betters und sieht Si-  
bylle über den Wirthschaftshof schreiten.

„Warum hast Du eigentlich bis jetzt gewartet? Du bist fast  
ein Jahr Rittmeister erster Klasse.“

„Ich wußte nicht, ob Sibylles Herz für mich spräche, und  
ohne wenigstens die Hoffnung auf ihre Neigung zu besitzen,  
kann ich doch nicht anhalten. Jetzt läßt mich allerdings manches  
auf Gewährung meines heißen Wunsches schließen.“

Er wendet sich der Thüre zu. Seitdem er weiß, daß Si-  
bylle im Garten ist, duldet es ihn nicht mehr länger im Zimmer.  
— Er durchschreitet die Wege, denen die Astarten und Georginen  
noch einen belebenden Anstrich verleihen, und sucht sie vergebens.  
Endlich sieht er ihr helles Kleid. Entzückt läßt er seine Augen  
auf ihr ruhen. Sie erscheint ihm als die reizendste Mädchen-  
blüthe, die er je gesehen, ihre liebliche Gestalt, die knospenden  
Formen, das herzige Gesicht mit dem etwas tropigen rothen  
Mund, das hellblonde Haar, das in leichten Locken in die Stirn  
fällt, vor Allem die schelmischen Augen, alles athmet für ihn  
den unwiderstehlichen Zauber halber Jungfräulichkeit.

Sie sitzt unter der Eiche, neben ihr einer der jungen  
Kürassiere, ein verlebter blasierter Lieutenant, der beständig nervös  
an seinem Schnurrbart klopft, sie förmlich mit seinen kleinen  
runden Augen verschlingt und nachlässig sein Monocle dreht,  
indem er eifrig über den letzten Roman von Sudermann spricht.  
Sie sieht erleichterten Herzens den Rittmeister dies mehr oder  
weniger gezwungene tête-à-tête unterbrechen, athmet auf, als der-  
selbe sich zu ihnen setzt, und hat es bald verstanden, den kleinen  
blasierten Lieutenant zu entfernen. (Fortsetzung folgt.)

### Edelsteine.

(Nachdruck verboten.)

Bei der Werthbestimmung von Edelsteinen sind vier Punkte  
maßgebend: Glanz, Reinheit Farbe und Gestalt. Hierzu gesellen  
sich noch zwei Factoren: Mode und Seltenheit. Ein Schmuck-  
stein muß in erster Linie Glanz, oder wie man sich technisch aus-  
drückt, „Feuer“ haben. Ein „todter“ Stein ist beinahe werthlos.  
Ferner darf ein Juwel nie Adern, Risse oder Punkte abweisen;  
auch wolfige Schattirungen, dunklere oder hellere Flecken als die  
Grundfarbe des Steines ist, sollen nicht vorkommen. Manchmal  
bemerkt man eine glitzernde, irrisirende Fläche, „Spiegel“ genannt,  
welche an der von ihr eingenommenen Stelle die Farbe des  
Steines nicht durchschimmern läßt; auch ziehen sich leicht schwarze  
Bänder quer durch den Stein, besonders bei Smaragden und  
Saphiren. Alle solche Pretiosen weise man als „unrein“ zurück,  
denn alle diese „Fehler“ setzen einen Edelstein sehr bedeutend in  
seinem Werth herunter. Durch guten Schliff und kunstgerechtes  
„Fassen“ oder „Sortiren“ können obige „Fehler“ ziemlich gut  
verdeckt werden, und der Juwelier ordnet daher derartige un-  
reine Steine gern zu beiden Seiten des Schmuckgegenstandes an,  
damit dieselben nicht so sehr in die Augen fallen. Beim Einkauf  
von Juwelen richte man daher seine Aufmerksamkeit besonders  
auf die Seite, und sehe sich überhaupt alle Steine mit einer  
Lupe an, um auch die geringsten Mängel schnell zu entdecken.  
Die Farbe eines Schmucksteines muß dunkel, fastig, sammtartig  
sein, und je mehr er diese Eigenschaft besitzt, desto theurer wird  
er bezahlt. Nur bei Brillanten und „Rauten“ oder „Nosen“  
findet das Gegentheil statt, indem „erstes Wasser“, d. h.

untadelhaftes Weiß, den höchsten Preis erzielt. Brillanten wer-  
den darum auch einfach „weiße Steine“ genannt, im Gegenjage  
zu „farbigen“ oder „couleurten“.

Die regelmäßige oder unregelmäßige Gestalt giebt oder nimmt  
dem Juwel seinen Werth und Mittelsteine — solche, welche sich  
im Centrum eines Schmuckstückes befinden — müssen formgerecht  
rund, oval, achteckig zc. geschliffen sein.

Mode und Seltenheit sind nebenjächliche, doch nicht unbe-  
deutende Faktoren zur Preisbestimmung eines Edelsteins. Bei-  
spielsweise war der jetzt vielgetragene Mondstein bis vor einiger  
Zeit nur Sammlern, Mineralogen und Juwelieren bekannt, und  
hatte sehr wenig Werth; heute dagegen muß man Mondsteine  
relativ sehr theuer bezahlen, weil sich die Mode deselben be-  
mächtigt hat, während dieser Schmuckstein in einigen Jahren  
vielleicht als „unmodern“ wieder sehr billig sein wird. Was die  
Seltenheit anbelangt, so verloren Brillanten seit zwanzig Jahren  
eben darum viel im Preise, weil in Südafrika überausjend viele  
gefunden worden sind.

Zwei gleiche Steine, die man zu Ohrgehängen, Manschetten-  
knöpfen zc. verwenden kann, unterliegen einer anderen Berechnung,  
als ein einzelner derselben Qualität und Größe; denn ange-  
nommen, ein Saphir koste zehn Gulden, so würde man für zwei  
gleich große Steine von derselben Reinheit, Farbe und gleichem  
Feuer nicht etwa zwanzig, sondern dreißig Gulden und mehr  
bezahlen. Hierbei darf man nicht vergessen, daß Edelsteine  
Naturprodukte sind, welche gefunden, nicht gemacht werden; der  
Schleifer gab ihnen nur die Form, aber kein Mensch kann die





Farbe eines Edelsteines, mit Ausnahme von Topasen, um der geringsten Inecl einer Nuance derselben verändern oder das Feuer verbessern. Nur langes Suchen und der Zufall bringt den Zumeist in den Besitz zweier gleicher oder doch wenigstens annähernd gleicher Steine, und deshalb werden solche „zusammengehende“ Pretiosen gerne viel theurer bezahlt als ein „Solitär“.

Edelsteine verkauft man nach Gewicht, und dabei bildet das Karat, der fünfte Theil eines Gramms, die Einheit; dieses wird wieder in 64 Theile getheilt, so daß  $\frac{1}{64}$  eines Karates ein Gewicht ist, das der Athem wegeblasen kann.

Das Wort „Karat“ stammt von „Kara“, einer Bohnenart, der sich die Wilden zur Abwägung des Goldes bedienen. Diese Bohnen kamen später nach Ostindien und wurden zum Abwägen der Diamanten verwendet.

Der Diamant wird beim Schleifen mit symmetrischen Ebenen bedeckt, „Facetten“; nur die obere Fläche, die „Tafel“, macht hiervon eine Ausnahme. Seit dem Herabsinken des Preises ist der Schliff im Allgemeinen nicht mehr so sorgfältig wie früher; und besonders gilt dies in Bezug auf die Facettenanzahl, da es eben weniger Zeit in Anspruch nimmt, eine große statt zwei kleiner Facetten zu schleifen.

„Alte Steine“ erkennt man daher außer an ihrer mehr oder weniger tadellosen Weise und ihrem herrlichen Feuer leicht an dem außerordentlich accuraten, kleinflächigen Schliff. Sie stammen aus Ostindien und Brasilien, sind auch heute trotz des Ueberflusses an Diamanten von Kennern sehr geschätzt und haben einen bedeutend höheren Werth, als die gelbliche und gelbe Waare, die ihren Ursprung dem südlichen Afrika, Capland, verdankt und deshalb „Capstein“ heißt. Laien verwechseln oft die Bezeichnungen „Diamant“ und „Brillant“. Der Rohstoff in ungeschliffenem Zustande heißt Diamant, und dieser wird entweder zu Brillanten oder zu „Rauten“, auch „Nosen“ genannt, geschliffen; beides sind also Diamanten.

Der Unterschied zwischen Brillant und Rauhe besteht darin, daß ersterer mit einem umgekehrt kegelförmigen „Hinterkörper“ versehen ist und oben die Tafel hat, während bei der Rauhe der Hinterkörper fehlt und die gerade Fläche die Grundlage bildet. Es wird nur flaches und unreines Rohmaterial zu Rauten verschliffen, daher beläuft sich der Preisunterschied von solchen und Brillanten, je nach der Qualität, auf 30 bis 50 Prozent. Der Verkäufer sagt gern bei Schmuck, der nur mit Nosen, Näschen oder gar mit „Splittern“ besetzt ist, es seien Brillanten und er hätte nach vorher Gesagtem das Recht, von Diamanten zu sprechen. Man erwidere: „Es sind doch nur Nosen!“ und man wird das Geschmeide bedeutend billiger erziehen. Gute, „feine“ Rauten werden wie Brillanten „a jour“, nämlich auf solche Weise gefaßt, daß die untere Fläche frei, unbedeckt bleibt, während ganz besonders glanzlosen Rauten dadurch künstliches Feuer gegeben wird, daß man ihnen ein dünnes, in einer Gold- oder Silberkapsel ruhendes Silberplättchen unterlegt. Der Glanz, den so gefaßte Rauten ausstrahlen, ist jedoch unnatürlich und dem falschen Steine sehr ähnlich. Man hatte in Paris versucht, den gelblichen Cap-Brillanten dadurch ein weißeres Ansehen zu geben, daß man sie in ein Indigo-Bad legte, welches dann einen ganz feinen, mit dem bloßen Auge kaum bemerkbaren Niederschlag auf dem Steine zurückließ und ihm dadurch eine weißere Farbe gab.

Dagegen schließt man sich sehr einfach, indem man die Brillanten kräftig mit einem nassen Luche abreibt, denn der Indigo-Niederschlag kann nicht in den Stein hineindringen.

Ein Brillantenschmuck, vom Juwelier auf blauer Sammt- oder Seiden-Unterlage präsentiert, enthält aus demselben Grunde ganz gewiß gelbliche Steine; dagegen sind Brillanten, in weißem Etui dargebracht, jedenfalls weiß.

Gelblichen Mittelfeinen wird auf ähnliche Art ein weißeres Ansehen gegeben, daß die zweckentsprechend konstruirte Fassung, der „Chaton“, innerlich blau emailirte Flächen besitzt, welche auf den Brillanten ein bläuliches Licht ausstrahlen. Ist der Stein leblos, so werden die inneren Seiten mit Silberplättchen belegt, welche dann die Lichtstrahlen kräftiger reflektiren und ein künstliches Feuer hervorrufen, ohne jedoch dem Naturglanz gleichzukommen.

Ausgesprochen gelbe Brillanten, die gewöhnlich ein unbeschreibliches Feuer besitzen, werden von Liebhabern hochgeschätzt und meist in der Art „montirt“, daß ein gelber von zwei oder mehreren schneeweißen Steinen umgeben ist. Diese Zusammenstellung bringt einen ganz eigenartigen Effekt hervor. In Parenthese sei hier bemerkt, daß es auch blaue, grüne, schwarze, röthliche und bräunlich gefärbte Brillanten giebt, die jedoch äußerst selten sind und meist das Eigenthum mineralogischer Sammlungen bilden oder Kronjuwelen angehören.

In neuester Zeit hat eine Pariser Gesellschaft angefangen, Rheinkiesel und hirsichenen Bergkristall — also Natursteine — genau wie Brillanten zu schleifen, und da diese Mineralien weiß sind und ein schönes Feuer haben, so machen dieselben, gut montirt, einen großen Effekt, der aber nie dem von Brillanten gleichzukommen vermag und auch nur den Laien auf Momente täuschen kann.

Zu den Schmucksteinen ersten Ranges gehören ferner die edlen Korunde; unter diesen in erster Linie der orientalische Rubin, der Saphir und der orientalische Smaragd. Die Lage des Rubins war schon im Alterthum eine sehr hohe. Theophrast giebt für den kleinsten den Preis von vierzig Goldstücken an, und nach Plinius wurde zu seiner Zeit ein vollkommener Rubin vom Gewichte eines Karats auf 800 Goldthaler, ein Diamant von gleichem Gewicht nur auf 700 Goldthaler geschätzt. Tavernier beschreibt zwei Rubine, die der König von Bijapur besitzen haben soll, welche auf 600 000 resp. 74 550 Frcs. geschätzt wurden. In der Krone der Kaiserin Katharina soll sich ein orientalisches Rubin in der Größe eines Taubeneyes befinden haben, der größte, den man bis dahin gekannt. Die Kaiserin erhielt ihn im Jahre 1777 vom König Gustav III. von Schweden während seines Besuches in Petersburg.

Angenblicklich ist der Preis der Rubinen ebenfalls ein sehr hoher, und es werden für orientalische Rubine im Gewichte von einem Karat von Juwelieren auch gerne 500 Gulden bezahlt. Von einem derartigen Prachtstück bis zu dem braunrothen, granatfarbigen Stein, der am Kay gefunden wird, liegt natürlich ein ungeheurer Preisunterschied. Beim Einkaufe muß man daher immer direkt fragen, ob die vorgelegten Schmucksteine auch wirklich „orientalische“ Rubine sind, und dies auch auf der Rota bemerken lassen.

(Schluß.)

\* Kleines Feuilleton. \*

Allerlei.

— Vom Toasten. Es ist die Zeit der häufigen Toaste. Man würde staunen darüber, wenn es ermittelt würde, wie viel Mal um diese Zeit an einem einzigen Abend ein Hoch auf die Frauen ausgebracht wird. In manchen Häusern geht es durch alle Stockwerke. In keiner Gesellschaft, in der ein Brautpaar aufgetragen wird, unterbleibt so leicht ein Toast auf die Frauen. Ich rede von Frauen in der alten, auch die Fräulein umfassenden Bedeutung des Wortes, die jetzt wieder mehr zu ihrem Recht kommt, wenn auch viele Tafelredner noch es für gebildeter und vornehmer halten, „Damen“ zu sagen. Außer diesem allgemeinen Toast auf das ganze schöne Geschlecht wird häufig noch ein Sondertoast auf eine bestimmte Angehörige desselben ausgebracht. Man läßt die Hausfrau leben, die Hausstochter auch, zumal wenn sie sich eben verlobt hat. Der Tausling, der eben den Namen

Else oder sonst eine schöne Bezeichnung bekommen hat, wird natürlich leben gelassen. Man erinnert sich der Großmutter, ja der Tante Joar, wenn sie anwesend sind, und stoßt auf ihr Wohl an. Es kommt in guten Häusern vor, daß ein Hoch auf die Schwiegermutter, die als Logivieh aus der Provinz gekommen ist, ausgebracht wird. Nur von einer Frau, die auch im Hause weilt und zu dem Ganzen in ziemlich enger Beziehung steht, ist selten oder nie die Rede. Ach meine die Kochfrau. In dem Theil der Wohnung, der hinter dem Speisezimmer liegt und von ihm durch den bekannten langen Flur getrennt ist, wirkt und schafft sie, und wenn eine behagliche Stimmung sich der Gäste bemächtigt, so ist das zu nicht geringem Theil ihr Verdienst. Seit ich zum ersten Mal eine Kochfrau ge sehen habe, bin ich gewohnt, zu aller ihrer Art mit Ehrfurcht aufzublicken. So manche habe ich kennen gelernt, aber eine schien mir der andern sehr ähnlich zu sein. Ich kenne die Kochfrau als eine Matrone



son ungemein gewinnendem Aussehen. Sie lächelt gern, aber ihr Lächeln hat nichts Gezwungenes, wie das der Tänzerin; es ist keine künstlich getriebene Blume, es blüht freiwillig auf wie das Waldveilchen. Ein gutes Herz und ein überlegener Geist geben sich auf ihrem Antlit kund. Auf äußerlichen Brumt giebt sie nichts. Wie auch die Nachtigall ist sie einfach gekleidet. Was sie am meisten schmückt, ist die Sauberkeit, die man so besonders gern an denen wahrnimmt, die mit der Bereitung der Speisen zu thun haben. Der Verkehr mit ihr ist überaus wohlthuend. Er beginnt damit, daß sie besichtigt, oder daß brieflich bei ihr angefragt wird, ob sie den Tag, der für die Gesellschaft ausersuchen ist, noch frei hat. Stellt sich heraus, daß sie gerade an diesem Tage kommen kann, so hat man das Gefühl, als hätte man das große Loos in der Klassenlotterie gewonnen oder eine Auszeichnung von Seiten der Regierung erhalten. Denn sie ist vielbegehrt und häufig vergrißen. Es folgt nun die Vorbesprechung, zu der mitunter, weil die Kochfrau es verlangt, der Hausherr hinzugezogen wird. Während er am Pult bei der Arbeit steht, ergeht die Einladung an ihn, sich zu zeigen und sich über das Vorgericht zu äußern. Eiligst legt er die Feder hin, fährt ein paar Mal mit der Bürste über den Rock, legt die Cigarre in den Aschbecher, setzt ein heiteres Gesicht auf und erscheint in der guten Stube, wo er die Gattin und die Kochfrau verammelt findet. Die Letztere begrüßt er, drückt ihr die Hand und spricht aus, wie glücklich es ihn mache, sie in seinem bescheidenen Heim zu sehen. Nun soll er auch ein Vorgericht vorschlagen. Er setzt sich nieder, macht ein nachdenkliches Gesicht und schlägt endlich haifischlos in Aspik oder Spicaal mit Schlagahne vor. Darüber muß die Kochfrau herzlich lachen. Nachdem er noch verschiedene thörichte Vorschläge gemacht hat, erklärt er, von vornherein mit Allem einverstanden zu sein, was die Frauen für gut befinden würden, und wären es geschmorte Eulen oder gepickte Fledermäuschen, empfiehlt sich der Kochfrau mit verbindlichen Worten und entfernt sich mit dem Gefühl, daß er einen sehr guten Eindruck gemacht habe. Lieber Gott, eitel sind wir ja mehr oder weniger alle. Selbst ein armer Teufel und dürftiger Geist kann sich in seiner Verblendung einbilden, hier und da einmal einen leidlichen Einfall gehabt zu haben. Nun nimmt die Sache ihren regelrechten Verlauf. Die Kochfrau besorgt in den Markthallen die Einkäufe für den Tag des Festes und besornt sie gut. Sie hat nicht Ornithologie studirt, aber in der Geflügelkunde ist sie, was die wichtigste Eigenschaft des Geflügels, die Eibarkeit, anbetrifft, mindestens so bewandert wie Naumann und Brehm zusammen. Der stumme Fisch muß ihr Rede stehen, sie sieht dem Wildbraten an, was in ihm vorgeht. Die ganze Welt der Gemüße liegt offen und klar vor ihr da. Was aber beim Einkauf die Hauptsache ist, sie besitzt Menschenkenntniß. Die Schmeicheltreden der Händlerin g-leiten von ihr ab, und den listigen Händler durchschaut sie mit dem ersten Blick. — Nachdem sie Verschiedenes vor sich her in das Haus geschickt hat, erscheint sie selbst, freudig begrüßt. Und nun zeigt sie sich in ihrem ganzen Werth. Mit welcher Umsicht, mit welchem Verständniß ordnet sie Alles! Sie stellt die Mäde an ihren Platz, und sie folgen ihr gern. Man merkt es dem Feuer an, daß es ihr mit Vergnügen dient. / Dabei verfährt sie mit so viel Ruhe. Wenn ein Koch im Hause ist, so hört man ihn schon reden, wenn man die Thür nach dem Flur aufmacht; die Kochfrau wirkt und schafft geräuschlos wie ein milder Frühlingstag. Und was ist ihr Lohn? Sie entfernt sich endlich mit einem Honorar, wie es einem Dichter für eine weit geringere Arbeit nicht genügen würde, und mit einer Flasche Wein, die sie sich — sie hat es ausdrücklich so gewünscht — aus Reigen zusammengegossen hat. Selten kommt es vor — aber es kommt doch vor, und ich habe es selbst erlebt — daß sie auf Wunsch der Gäste ins Speisezimmer gerufen wird, und daß dann ein waderer Mann eine kurze Rede hält, die mit den Worten schließt: „Es lebe die Kochfrau!“

— **Der berühmte Mantel der Kaiserin von Rußland.** der vor zwei Jahren so viel Aufsehen in Paris hervorrief, ist kürzlich für 780 Francs. von dem Besitzer des Ballhauses Moulin rouge ersteigert worden. Ihm wurden auch die meisten anderen Mäntel und Kleider, zusammen etliche zwanzig Stück, zugeschlagen, welche die Abenteuerin Apparuti für den russischen und griechischen Hof angestrichelt und sogar hingebracht hatte, obgleich sie nicht bestellt waren. Sie blieben daher auf den Zollstätten liegen, von wo sie durch die Bemühungen des Verwalters der Apparutischen Krachmasse nach Paris gebracht wurden. Frau Apparuti hatte den Hofmantel der Kaiserin hier ausgestellt, den

Preis auf 125 000 Francs angegeben, auch die übrigen Kleidstücke so hoch angegeben, daß zusammen über 200 000 Francs herauskamen, während gestern mit Mühe für den ganzen Plunder 4000 Francs erzielt wurden. Die Tänzerinnen des Moulin rouge werden sich also mit diesen der Kaiserin von Rußland, der Königin von Griechenland und den Prinzessinnen zugehörten Gewändern zieren können. Der Hofmantel ist aus wasserblauem Sammet, mit weißem Atlas gefüttert, sammt der Schleppe über fünf Meter lang. Am Rande läuft eine ein Blumengewinde darstellende Gold- und Seidenstickerei. Die Herstellung dürfte schwerlich mehr als 10 000 Francs gekostet haben, so daß Frau Apparuti bei einem Preise von 25 000 Francs immer noch ein sehr gutes Geschäft gemacht haben würde. Sie starb voriges Jahr in einem Krankenhaus zu Petersburg, wohin sie sich begeben hatte, um besagten Mantel u. s. w. an den Mann zu bringen, zugleich aber den von ihr Geprellten aus den Augen zu kommen. Dieser Tage hat eine Gerichtsverhandlung das Schwindlertalent dieser Frau ins rechte Licht gesetzt. Sie entlockte u. A. einem Richter (in der Provinz) 50 000 Fr., um Gobelins für den Zaren zu kaufen, und dann nochmals 40 000, da sie in einem anderen Schlosse der Gegend, das sie genau beschrieb, eine weitere Sammlung alter Gobelins zu einem Spottpreis entdeckt hatte. Einem Fabrikanten entlockte sie Namhaftes durch das Versprechen, ihm die Lieferung der Goldborten für das russische Heer zu verschaffen. Diesen und den vielen anderen von ihr beschwindelten Personen zeigte sie Briefe des Generals Colson, der Gräfin Jollen, des Hofmarschalls und der Oberhofmeisterin des russischen Hofes, selbst Schreiben der Zarewina und der Großfürstin vor, worin sie als Freundin behandelt, mit Aufträgen überhäuft und ihr Selbstungen an- gekündigt wurden. Dabei hat Frau Apparuti niemals und in keiner Weise auch nur entfernt mit dem russischen Hofe in Verbindung gestanden, einen General Colson, eine Gräfin Jollen zc. giebt es dort nicht. Aber sie verstand es vortrefflich, ihren Opfern ein wahres Zauberschloß oder Feenstück vorzugaukeln.

— **Die größte Photographie der Welt** erregte auf der letzten Kolonial-Ausstellung zu London im Jahre 1886 allgemeines Aufsehen. Sie stellte ein Panorama von Sydnay, Port Jackson und Umgegend dar und war sechs Meter lang. Aber die Amerikaner, die ja stets einen besonderen Ehrgeiz darin suchen, auf allen Gebieten das „Größte der Welt“ zu besitzen, stellten dieses sechs Meter große photographische Panoramabild bald in den Schatten, und auf der Kolumbischen Weltausstellung im vorigen Jahre war denn auch wirklich eine noch größere Photographie zu sehen. Jetzt aber hat ein Russe auch die Amerikaner übertrumpft, und zwar gleich um das Zehnfache. Ein Amateur Namens Blassieffsky hat eine Photographie hergestellt, die nicht weniger als 160 Meter lang ist. Sie besteht aus einer großen Zahl sehr sorgfältig zusammengesetzter Einzelaufnahmen und zeigt ein Panorama der transkaspiischen Eisenbahnen vom Kaspiischen Meere bis Samarkand. Das größte Negativ, das bisher benutzt worden ist, befindet sich nach der „Post“ übrigens in Dublin im Besitze der Herren Werner u. Sohn. Es stellt eine in zehn Sekunden gemachte Original-Aufnahme in Lebensgröße dar und der Apparat dazu hat eigens gebaut werden müssen, da die Glasplatte 1,6 Meter zu 0,83 Meter mißt.

— **Zwillingsmord** ist ein bei vielen Naturvölkern häufig vorkommender Gebrauch, da die gleichzeitige Geburt von zwei Kindern als eine unnatürliche Erscheinung aufgefaßt und die Vaterchaft bösen Geistern zugeschrieben wird. Ein solcher Fall hat sich nach dem „Globe“ gegenwärtig wieder unter den Mojade-Indianern bei Needles am Koloradoflusse zugetragen. Eine junge 16jährige Indianerin hatte unlängst ihrem Gatten Zwillinge geboren. Die Ankunft von zwei Weltbürgern rief unter den im finsternen Aberglauben aufgewachsenen Indianern große Aufregung hervor. Ein großer Pow-Pow wurde einberufen und der Medicinmann des Stammes ertheilte den Bescheid, daß die Mutter und ihre beiden Kinder nach altem Brauch getödtet werden müßten. Die Witten des Chennanns um Schonung der Unglücklichen stießen auf taube Ohren. Den beiden neugeborenen Kindern wurde der Schädel mit einem Knüttel eingeschlagen. Die junge Mutter sperrte man in eine Hütte, legte ihre todtten Kinder und was sie an weltlichen Gütern besaß, neben sie, verschloß dann die Hütte mit Gestrüpp und Stroh und setzte sie in Brand, so daß die Mutter in den Flammen umkam und ihre Leiche sowie die der Kinder verbrannten. Die Behörden zu Needles erfuhren zu spät den Vorfall, um das Entsetzliche verhindern zu können.